

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Er führte den Freund *once* alle Räume, die mit wahrhaft verschwenderischer Pracht eingerichtet waren. Auf Detlevs bewundernde Aeußerungen entgegnete er bitter — „an all dem Kram liegt mir gar nichts! Es bedrückt mich sogar — aber meine Frau will es so haben — das ist ihr Element.“

„Marie,“ befahl er dem Stubenmädchen, einem kleinen, pikanten, kokett angezogenen Dinge, das ihnen gerade in den Weg kam, „Marie, sagen Sie der Köchin, daß Besuch da ist, und legen Sie ein Gedeck mehr auf.“

„Ist schon besorgt, Herr Hauptmann,“ knirschte sie. — „Siehst du, Strachwitz, für alles muß geforgt werden! Na, das lernt man, wenn man verheiratet ist. So, nun wollen wir es uns noch bequem machen, bis meine Frau zurückkommt!“

Die beiden Freunde plauderten noch eine Weile. Es tat Wolf wohl, sich einmal aussprechen zu können mit dem Manne, der sein ganzes Vertrauen hatte und auch verdiente — der seinen ganzen Liebestraum miterlebt hatte, der bei seiner Hochzeit mit der andern mit zugegen gewesen war! Wolf wußte, daß Strachwitz nie Sympathie für Ella Ulrich gehabt hatte — es schmerzte ihn aber nicht — jener vermied jedoch taktvoll jede Erwähnung darüber. Dies Gefühl beruhte übrigens auf Gegenseitigkeit, wie Wolf ebenfalls wußte — seine Braut hatte ihm mehr als einmal versichert, daß sie den Strachwitz, „den unaussprechlichen Spötter“, durchaus nicht leiden mochte. Sie fürchtete seine sarkastische Zunge, den spöttischen Blick seiner Augen!

Ein Wagen fuhr vor. „Ah, meine Frau — gehen wir, sie zu begrüßen.“

II.

Und über der See, tiefblau und weit,
Liegt der Himmel unermessen —
Doch über allem mein Verzeiß
Um Dich, die ich nie kann vergessen!

„Die gnädige Frau erwartet die Herren im Salon,“ meldete der Diener. Wolf begab sich mit dem Freunde dorthin. Liebenswürdig lächelnd begrüßte die schöne Frau den Gast ihres Gatten. Nach einigen oberflächlichen Bemerkungen wandte sie sich an Wolf.

„Verzeiß, mein Freund, daß ich dich warten ließ; es ist schon spät heute. Doch Frau Major war so lebhaft und so angeregt, daß sie uns alle hat, noch zu bleiben; daher die Verzögerung. Herr Major ist übrigens nicht daheim; er ist auf die Jagd nach Sellin gefahren! — Doch du hast gewiß Hunger — darf ich die Herren bitten?“ Sie erhob sich; die Herren folgten ihrem Beispiel und begaben sich in das Speisezimmer, in dem der festlich geschmückte und gedeckte Tisch einen sehr einladenden Eindruck machte. Das

Mahl verlief unter anregender Unterhaltung; Detlev verstand sehr amüßant zu plaudern, und der Stoff versiegte auch nicht, da von früher her genug Anknüpfungspunkte vorhanden waren. Nach Tisch zogen sie sich in Ellas Zimmer zurück, das nur ein kleiner, aber mit raffinierter Eleganz ausgestatteter Raum war — sie liebte es, dort zu verweilen, wenn sie nur einen oder zwei Gäste hatten — waren sie allein, pflegte Wolf meist in seinem Zimmer noch zu arbeiten oder zu lesen.

„Gnädige Frau, Ihren Zungen habe ich ebenfalls schon bewundert,“ sagte da Strachwitz, „er ist wirklich ein wahrer Prachtkerl.“

„Finden Sie? Das freut mich! Er ist aber ein kleiner oder vielmehr ein großer Dickkopf, und sein Vater verzieht ihn sehr.“

„Das kannst du nicht sagen, Gabriele,“ wandte Wolf ruhig ein, „ich studiere seinen Charakter gründlich. Dasso muß vorsichtig behandelt werden, da er ein sehr entwickeltes Bartgefühl hat!“

„Ah, du willst damit sagen, daß ich es nicht verstehe, Dasso zu erziehen? Wenn du mir freie Hand gelassen hättest, so wäre Dasso nicht so empfänglich für jede Krankheit und —“

„Du vergißt, Ella, was der Stabsarzt gesagt hat —“

„Ja, ja, ich weiß — mußt du mir das permanent wiederholen — ich lasse dich ja gewähren und rede nicht mehr über deine Erziehungsmethode, wir werden uns ja nie einig darüber.“

Detlev wurde diese Wendung des Gespräches peinlich; er wandte sich daher an Ella: „Gnädige Frau, ich muß Ihnen wirklich das Kompliment machen, daß Sie brillant aussehen — so frisch und rosig —“

„Wirklich, finden Sie?“ lächelte Gabriele etwas spöttisch, „habe ich mich in meiner Ehe so verändert, daß Ihnen jetzt erst mein Aussehen auffällt?“

„O, ich habe Sie stets bewundert —“

„Sehr interessant für mich! Jedoch hatte ich nie etwas davon bemerkt.“

„Gnädigste kennen doch die Geschichte vom Judas und den Trauben, die bekanntlich so sauer waren?“ —

„Ah, das ist mir neu! Auch du, mein Sohn Brutus? Denken Sie, Herr von Strachwitz, und ich habe stets gedacht, daß Sie mich nicht leiden mögen!“

„Gnädige Frau, ich bin untröstlich —“

„Ach, lassen Sie nur gut sein, Strachwitz,“ entgegnete sie in verändertem Tone, „wir wollen uns doch nichts vorreden! Ich glaube je doch nicht, was Sie sagen, dazu kenne ich Sie Spötter viel zu genau!“ und zu ihrem Gatten, „nicht wahr, Wolfsburg? Aber du sagst ja gar nichts? Ist dir nicht wohl?“ Es klang aber mehr Aerger darüber als Besorgnis aus ihrer Stimme.

„In der Tat, Ella, mir ist nicht gut, ich bin recht abgespant —“

„Siehst du, ich habe dir ja immer gesagt, das kommt von dem vielen Schreiben! Mein Gott, du hast's doch

wirklich nicht nötig! — Sehen Sie, Strachwitz, so geht es mir — er arbeitet, als ob es uns tägliche Brot ginge und wird mir darüber krank! — Da bin ich am Ende gar voreilig gewesen mit meiner Zusage für morgen abend —“

„— was für eine Zusage —?“

„Sagte ich dir nicht, daß mir heute morgen Graf Meßdorf begegnet ist? Nein? Nun, dann hatte ich es vergessen. Also, er läßt dich bitten, mit mir morgen abend nach seinem Waldhäuschen zu kommen; Hauptmann Braun und Landrichters kommen auch. Er fragte, ob wir etwas anderes vorhätten; da dies doch aber nicht der Fall ist, habe ich in deinem Namen eingewilligt. Es soll ein recht vergnügter zwangloser Abend werden, daher diese einfache mündliche Aufforderung — Graf Meßdorf wollte dich gerade im Kasino auffuchen, als er mir begegnete.“

Auf Wolfs Stirn erschien eine tiefe Falte. „Ich lehne trotzdem ab!“

„Warum?“ fuhr Ella auf.

„Warum, fragst du? Du weißt doch recht gut, daß mir Meßdorf höchst unympathisch ist und ich darum keinen näheren Verkehr wünsche. Dann habe ich keine Zeit, und was mir jetzt vor allem die Hauptsache ist — Strachwitz —“

„Aber Schatz, du hast wohl ganz überhört, daß Herr von Strachwitz erklärt hat, morgen abend abzureisen! Du scheinst mir wirklich die Taktlosigkeit zugetraut zu haben, in seiner Gegenwart von einer Einladung zu reden —“ sie sprach nicht weiter, da Groll ihre Stimme erstickte: sie stand auf und ging unmutig im Zimmer auf und ab.

„Kurz und gut, Ella, ob Strachwitz bleibt oder nicht — die Einladung nehmen wir auf keinen Fall an.“ sagte Wolf bestimmt. Und zu Strachwitz gewandt: „Du tust mir die Liebe und bleibst morgen und übermorgen bestimmt noch hier.“

„Ich weiß nicht, Wolf, meine Zeit ist in der Tat sehr knapp —“

„Auch wenn ich dich innig bitte, mir zuliebe zu bleiben?“ bat Wolf halbblaut.

„Aber Deine Frau möchte doch gern morgen abend —“

„Wir gehen auf keinen Fall — Meßdorf scheint mir nicht ganz comme il faut — Dein Besuch ist die beste Entschuldigung für unser Fernbleiben. Du siehst also, daß ich auch egoistisch bin — nicht wahr, Du tust mir die Liebe?“

„Wenn es sein muß, Wölchen, gern! Ungelegenheiten möchte ich Dir aber nicht gern machen.“

Er betrachtete Gabriele, die jetzt, etwas entfernt von ihnen, zwanglos in einem Schaukelstuhl ruhte und sagte zu Wolf — „Deine Frau ist wirklich noch hübscher geworden, so lange Ihr verheiratet seid!“

„Zindest du, mir ist das eigentlich gar nicht aufgefallen! Aber wie sollte sie nicht —! Sie hat ja alles, was sie sich wünscht, vor allem keinen Kummer.“ bemerkte Wolf bitter.

Langsam stand Detlev auf und begab sich zu Gabriele, indem er sich auf einem kleinen Hocker niederließ ihr gegenüber. Sie war in der Tat das Bild einer schönen, eleganten, verwöhnten Frau, der alles zu Füßen liegen mußte. Ihre rosige Gesichtsfarbe, die üppige kraftvolle Erscheinung paßten gar nicht zu dem düster und vergrämt aussehenden Manne, dem sie angehörte.

„Gnädige Frau,“ nahm Strachwitz das Wort, „gnädige Frau, ich bin untröstlich, wenn ich die Veranlassung bin —“

„Schon gut, Strachwitz,“ unterbrach sie ihn kurz, „schon gut; ich weiß doch, was Sie sagen wollen, sparen Sie daher Ihre Worte! — Sie haben es gehört, nicht ein unschuldiges Vergnügen gönnt er mir, der Barbar! Es geschieht eben nicht, punktum! Damit muß ich mich begnügen. Gründe für seine Weigerung anzugeben, hält er nicht für nötig!“

In ihrer Erregung setzte sie den Stuhl in heftig schaukelnde Bewegung.

„Gabriele, ich bitte dich, sei nicht so aufgeregte,“ sagte da Wolf, „Du weißt, ich liebe das nicht.“

„Pardon, mein Freund, ich vergaß, daß Du nervös bist,“ entschuldigte sie sich spöttisch, und sich lächelnd an Strachwitz wendend, meinte sie: „Denken Sie, Strachwitz, in unserer Ehe ist es umgekehrt, da hat der Mann Nerven — ich bin gesund, Gott sei Dank, gesund!“ Und in ihrem Kraftgefühl breitet sie die Arme aus. Ihre üppige Büste, die von einer reich mit gelblichen Spigen garnierten Taille knapp umspannt war, dehnte sich in einem tiefen Atemzuge. Wolf legte die Hand über die Augen, und es zuckte in seinem Ge-

sicht, gleichsam, als ob das Gebahren und die Worte seiner Frau ihm körperlichen Schmerz verursachen.

„Ja, wenn man Sie sieht, Gnädigste, muß einem das Herz im Leibe lachen, wenn ich mich so trivial ausdrücken darf. So viel Frische, Kraft und Schönheit findet man selten in unserm nervösen Zeitalter.“ verbindlich neigte sich Strachwitz gegen sie und ergriff ihre Hand, sie an seine Lippen führend. Seine übermütigen strahlenden Augen sentten sich tief in die ihren; sie wurde rot; dann aber lachte sie kurz auf und gab ihm einen Schlag mit dem Fächer, der neben ihr auf einem kleinen Tische lag.

„O Sie Unverbesserlicher! Immer noch derselbe? — Wolf, so komm doch zu Hilfe! Strachwitz macht Deiner Frau den Hof — mehr als Graf Meßdorf es tut!“

„Ah, ist er eifersüchtig, der Herr Gemahl?“

Sie zuckte die runden Schultern. „Ich weiß es nicht! Manchmal ist er von einer empörenden Gleichgültigkeit und dann wieder über die unschuldigste Galanterie erbittert!“

„Es kommt stets darauf an, wer dir dieselbe erweist,“ sagte Wolf ernst. „Ich dulde es nicht, daß z. B. Graf Meßdorf sich dir huldigend naht — halte ihn dir darum, bitte, möglichst fern — in deinem Interesse.“

„Und warum?“ fragte sie scharf, sich aus ihrer bequemen Stellung etwas aufrichtend, „warum? Vielleicht, weil er mich einmal hat heiraten wollen, wie du schon von mir weißt — ich gab jedoch dir den Vorzug! Was könntest du sonst wohl gegen ihn haben? Er ist schön, elegant, Kavaliere —“

„Das letztere ist nicht erwiesen! Hast du wirklich noch nicht bemerkt, daß die maßgebenden Kreise sich ihn fern halten? — Doch, wozu sich so viel mit ihm beschäftigen? Singe oder spiele uns etwas vor!“

„Verzeih, ich bin nicht aufgelegt,“ sagte sie kurz, „Herr von Strachwitz kann uns lieber noch mehr aus der Reichshauptstadt erzählen! Ach, es ist mein Wunsch, dort einmal eine Saison mitzumachen!“

„Gern, Gnädigste, wenn Sie mit meinem schwachen Erzählertalent fürlieb nehmen wollen! Ich habe in den vier Wochen allerdings viel mitgemacht —“

„Das glaube ich gern bei Ihrer Veranlagung,“ lächelte Ella, „also avanti und nichts weggelassen — mich interessiert alles — hören Sie, alles, und das gerade am meisten, was Sie nicht sagen; verstanden?“

„Aber, meine Gnädige, Sie verkennen mich —“ und betauernd legte er die Hand auf sein Herz. „Na, na —“ meinte Ella; dann lauschte sie mit Interesse Detlevs Erzählungen, die er in seiner amüsanten etwas spöttischen Art vorbrachte, daß sie fast ganz die Antipathie vergaß, die sie sonst gegen den Freund ihres Gatten besaß. So verging die Zeit, und als die Uhr mit silbernem Klang Mitternacht schlug, sprang Strachwitz erschrocken auf. „Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, daß ich Ihre Gastfreundschaft so lange in Anspruch nehme! Aber in so angenehmer Gesellschaft,“ er verneigte sich dabei gegen Ella, „vergibt man ganz die Zeit. Ueberdies muß ich morgen früh sehr zeitig aufstehen, da ich nach Sellin will!“

(Fortsetzung folgt)

Flucht aus den Mietskasernen.

Auch ein Jubiläumsartikel.

Von Paul Westheim.

Wenn wir mit Jubiläumsfeierlichkeiten nicht gar zu überfrüht wären, dann wäre jetzt der rechte Zeitpunkt, das 50jährige Jubiläum einer der unsozialsten Erfindungen aller Zeiten: der Mietskasernen, zu beachten. Zu feiern, wagt man in solchen Fällen nicht zu sagen, denn es dürfte wohl niemanden geben, der dieser elenden Zusammenpferdung der Wohlthätigkeit auch nur eine Lichtseite abzugewinnen vermöchte.

Die Mietskasernen, jene Entartung des Mietshauses, mit ihren Seiten- und Hintergebäuden, mit licht- und luftlosen Schloten, die der Optimismus oder der Fatalismus Höfe zu nennen pflegt, ist in Deutschland Berliner Ursprungs. Mit dem bedauerlichen Berliner Bebauungsplan, den ein blutjunger Assessor Ende der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts nach französischem Vorbild zu machen hatte, ist sie entstanden. Sie hat sogar eine soziale Begründung mit auf den Weg bekommen. Hobercht, einer ihrer geistigen Urheber, hat einmal der Meinung Ausdruck gegeben, daß dieses Nebeneinander von hochherrschaftlichen Vorder- und proletarischem Hinterhaus ungemein auf den Ausgleich der Klassenverhältnisse wirken müsse, daß auf diese Weise der Großstadtkapitalist der Bel-Etage, der Gelehrte oder Beamte des vierten Stockes und

Die arme Schürkerwitwe vom Hinterhof in Beisehung miteinander treten würden, daß ein übrig gebliebener Teller Suppe oder die abgelaute Dose des Vorderhanges zu einem wichtigen sozialen Bindeglied mit den armen Leuten der Hinterhauswohnungen werden könnte. Eine lächerliche soziale Romantik, über deren Unsinngigkeit heute ja nichts mehr gesagt zu werden braucht. Wenn diese Berliner Mietskasernen, die im Gegensatz zu mancher besseren Justizsation schnell und gern Nachahmung gefunden hat, irgendwie sozial ausgleichend gewirkt hat, dann geschah es doch nur in der Hinsicht, daß sie alle Parteien, auch die der mit so viel Studvracht ausgestatteten Vorderwohnungen, proletarisierte. Natürlich braucht einer, der sich eine 6- oder 8-Zimmerwohnung zu leisten vermag, auch in Berlin nicht mit fünf oder sechs in einem Raum zusammen zu hausen oder gar, wie es nun einmal in den berlinischen Unterschichten das Uebliche ist, mit Schlafbrüdern zusammen zu kampieren. Aber auch die allerherrschastlichste Wohnung ist eingeklemmt in die Steinwüste, in der es an Luft und Licht und Grün fehlt, in der Erwachsene wie Kinder unter den denkbar schlechtesten Verhältnissen zu leben gezwungen sind. Ganz gleich, ob einer sich ein oder zwei Zimmer über seinen Bedarf leisten kann, ob es in seinem Haus Lift, Balkon und allerlei Annehmlichkeiten gibt, er wohnt unter traurigen Verhältnissen, wenn die ganze Stadt so angelegt ist, daß die Zufuhr von frischer Luft aus der Höhe beschränkt ist, wenn in seine Zimmer die Sonne kaum einzudringen vermag, wenn zwischen Asphalt und Stein seinen Kindern kein Raum für Spielplätze gelassen worden ist, wenn die Sterblichkeitsziffer, vor allem die Säuglingssterblichkeit, erschreckend wächst. Daher ist das Problem der Mietskasernen nicht eine Angelegenheit einer einzelnen Bevölkerungsschicht. Alle haben im gleichen Maße an ihr zu leiden.

Dem reichen Mann fällt es natürlich weniger schwer, ihr zu entkommen. In dem Augenblick, da die Erkenntnis von der Gemeinschädlichkeit der Mietskasernen sich durchzusetzen begann, ist er aus der Großstadt herausgeflüchtet in schmucke Vorortkolonien, wo er sich nach Begehr und Geschmack „Eigenghäuser“ anzulegen vermochte. In solchen Eigengäusern ist in dem letzten Jahrzehnt mehr städtisches Spargeld angelegt worden, als man zu vermuten geneigt wäre. Die Unzulänglichkeiten der Mietskasernen, ihre Gefahren für Körper und Seele haben in einer ungeheuren Menge Menschen: mittleren Beamten, einfachen Kaufleuten, Kleingewerbetreibenden, auf bezahlten Angestellten usw., die durchaus nicht als Kapitalisten angesehen werden können, die Schnitzel nach einem gefunden und wohligen Haus im Grünen bis zu einer Leidenschaft gesteigert, der sie mitunter recht beträchtliche Opfer zu bringen geneigt sind. Um jede größere Stadt herum sieht man von Jahr zu Jahr mehr diese Eigengäuskolonien anwachsen und eine kluge Kommunalpolitik unterstützt durch günstige Verkehrsverhältnisse diese aus der Notwendigkeit entsprungenen Siedlungsabsichten.

Damit hat allerdings nur eine fast verschwindende Schicht ihren Ausweg gefunden. Die Mehrzahl der großstädtischen Bevölkerung, weitans über 90 Prozent, ist auf das Mietshaus angewiesen und wird es für absehbare Zeit auch bleiben. Die Kleinwohnungsfrage muß daher vom städtischen Mietshaus aus gelöst werden; es muß so hergerichtet werden, daß es sich wieder als eine Heimstätte für Menschen darbietet. Die Reformvorschläge, wie sie von den Vereinen für Kleinwohnungswesen, von Männern wie Dernburg, Eberstadt, Goede, Hegemann u. a. gemacht werden, bewegen sich demgemäß auch alle in der Richtung. Man weiß, daß unser deutsches Bodenrecht an sehr vielen Unzulänglichkeiten die Schuld trägt; da aber jeder Eingriff in eine gegebene Rechtsphäre von ungeheuren wirtschaftlichen Folgen begleitet wäre, so muß alle praktische Arbeit darauf gerichtet sein, aus den gegebenen Verhältnissen heraus etwas Erträgliches zu entwickeln. Es ist von dem Schöneberger Statistiker Kuczynski und dem Architekten Lehock auf den Städtebauausstellungen in Berlin und Düsseldorf und in dem Hegemannschen Werk über den Städtebau der Beweis erbracht worden, daß das heutige Massenmietshaus mit seinen Quer- und Hintergebäuden, diese grauenhafte Eigentümlichkeit deutscher Großstädte, nicht einmal wirtschaftlich gerechtfertigt sei. Sie haben einen großen Bloß für den eine vierstöckige Bebauung mit Quer- und Hinterhäusern zulässig gewesen wäre, so aufgeteilt, daß der Rand mit gleich hohen Reihenhäusern, das Innere aber mit Gartenflächen und Ein- oder Zweifamilienhäusern besetzt würde. Ein System, das nach Kuczynskis Worten die eine Hälfte der anzunehmenden Bevölkerung von der heengenden Nähe hoher Hinterhäuser befreit, ihr den Vorzug der in der Mietskasernen meist unmöglichen Querlüftung sichert, den andern aber das Wohnen in kleinen Zweifamilienhäusern ermöglicht. Durch eine geschickte Geländeanweisung, durch Winderaufwind an Fundamentierungskosten, geringere Mauerstärke, schmälere Treppenhäuser und Klare, wie sie für das Einfamilienhaus ja ausreichen, geringere Verwaltungsstellen usw. sollte sich womöglich eine noch größere Wirtschaftlichkeit erzielen lassen. Das sind Ideen, die jetzt zur Durchführung gelangen, auf dem von der Stadtverwaltung aufgeteilt Schöneberger Südgelände und die im gewissen Sinne schon die praktische Erprobung erfahren haben in der seit Jahresfrist bezogenen Bräuer Anlage der von einfachen Arbeitern geschaffenen Baugenossenschaft „Ideal“. Da ist in der Tat ohne größeren Aufwand eine Siedelung entstanden, die von den beklagenswerten

Schäden des heutigen Mietskasernenbaus frei ist. Auf diesen Grundlagen ist im vorigen Jahre in Zehlendorf eine Einfamilienhaus-Reihenhäuseranlage fertiggestellt worden, die der Berliner Beamtenwohnungs-Verein vom dem bekannten Architekten Paul Hebes in Zehlendorf bauen ließ, nachdem diese Vereinigung bereits früher in Charlottenburg, in Pantow und Dahlem vorüberliche Mietshausgruppen geschaffen hat. Der Zusammenschluß von Mietern mit gleichartigen Wohnbedürfnissen hat sich da als ein fruchtbarer Antriebs erwiesen. Kraft dieses Zusammenschlusses sind ja auch die sogenannten Gartenstädte, wie wir sie in Hellerau, in Gemündersdorf, in Leipzig Marienbrunn, in Falkenhagen und an einigen anderen Stellen bereits haben, entstanden, wenn nicht wie bei der von der Margarethe Krupp-Stiftung errichteten Margarethenhöhe bei Essen ein philantropisches Mäzenat die Anlage ermöglichte. An derlei Versuchen, dem Elend der Mietskasernen zu entfliehen, fehlt es ja heute schon in kaum einer unserer Großstädte. Um eine ganze Menge bedeutender Fabrikunternehmungen herum, von zahlreichen gemeinnützigen Baugesellschaften sind brauchbare Typen geschaffen worden. Das Volk hat eingesehen, was diese 50 Jahre Mietskasernen für sein Wohlergehen und seine Zukunft bedeuten, und es schreckt selbst vor gelegentlichen beträchtlichen Opfern nicht zurück, um den Gefahren der Steinwüste wieder zu entinnen.

Aber alle diese Anläge zur Selbsthilfe sind doch kaum mehr als ein Anzeichen für die allgemeine Unzufriedenheit, die da emporkrochelt, die Tag um Tag mehr um Abhilfe heischt. Das aber kann nicht anders geschehen, als daß diejenigen, die heute die große Masse der Mietshäuser herstellten, diesem allseitigen Drängen nachgeben, daß sie in ihrem eigenen Interesse alle die heute unerlässlichen Notstandsaktionen überflüssig machen, indem sie diese wahrhaft sozialen Ideen aufgreifen und wieder Mietshäuser errichten, in denen es nichts mehr von unseren Mietskasernen gibt.

Dörfliche Sitten und Gebräuche im Vogelsberg.

(Originalbericht für den „Gießener Anzeiger“.)

Je weiter Dörfer vom Verkehr und dem Großstadtleben entrückt sind, desto mehr hängt man an Sitten und Gebräuchen, die im Volke tief eingewurzelt sind. Im folgenden sei nun in kurzen Zügen auf eine Reihe von Gebräuchen hingewiesen, die besonders bei den häuslichen Festen — Kindtaufe, Hochzeit und bei eintretenden Todesfällen in Erscheinung treten. Erblickt im Hause ein Kind das Licht der Welt, so kommen schon nach Verlauf von 2—3 Tagen sämtliche Frauen des Dorfes, um der glücklichen Mutter den Segenswunsch darzubringen. Jede Besucherin spricht dabei, ohne Ausnahme, nachfolgende Worte: „Ich wünsch auch Glück zum kleinen Mädchen (oder Bub), dir zur Gesundheit und mir zu Gut, (oder bei einem Knaben) einem Manne zum Better.“ Ein kleines Geschenk, bestehend in Eiern, Milch oder dem im Vogelsberge beliebten runden Zwiebad, wird auf den Tisch niedergelegt. Aus der Zahl der Besucherinnen wählt das Elternpaar die „Guten“ oder die „Better“ aus. In einem Abend wird die „Gevatterschaft“ vom Vater des Kindes fortgetragen. Er zieht bessere Kleider an und geht in das Haus, dessen Bewohner Patenstelle nehmen sollen. Ein einfaches Mahl, bestehend in Brot und Wurst, wird dem „Freund“ vorgelegt, danach trägt er, wie einst Elieser, sein Anliegen vor. Am nächsten Abend geht der Vater des kleinen Weltbürgers in das andere Haus usw. Zu dem „Kindbette“ ergehen Einladungen, auch werden die „Gevatterleute“ der größeren Kinder des Hauses geladen. Die Paten oder Gotten des zuletzt getauften Kindes haben je eine gute Flasche Brantwein zu stiften. Die Flasche wird mit bunten Bändchen versehen. Das Taufgeld beginnt mit der kirchlichen Handlung, wobei jeder geladene Gast, samt Kindern, zugehen sein muß oder wie es heißt, „dem Täuflinge die Ehre anzutun hat“. An die Taufhandlung schließt sich der gemeinsame Kaffee (kein Malz, sondern guter Bohnenkaffee) und die übrige Mahlzeit an. Ein warmes Abendessen wird nicht bereitet. Bei Geiang und angeregter Unterhaltung bleibt man bis tief in die Nacht hinein zusammen, beim Weggange ein kleines Geschenk hinterlassend. Jedes Jahr vor Weihnachten finden die „Gevattertage“ statt. Wird das Kind schulpflichtig, so erhält es vom Paten eine Schiefertafel, Griffelkasten und das A-B-C-Buch. Am den „Nidelstäg“ bekommt es seinen „Nidelswed“, auf Ostern eine Anzahl in ein buntes Taschentuch gebundene Osterier (den Eos) und auf Weihnachten in derselben Packung Konjekt, Nidel, Rüsse usw. Die Konfirmation wird wie allgemein üblich gefeiert.

Heiratet ein Patenkind, so ist der Pate verpflichtet, ein Patengeschenk — bestehend in Geld (10 bis 20 Mark) zu entrichten. Ebenso müssen die Patinnen die Vorbereitungen zur Hochzeit treffen helfen. Schon mehrere Tage vorher wird das sogenannte „Bräuhaus“ in allen Stodwerten gründlich geschauert; Betten werden abgeschlagen, damit für die Gäste genügend Raum vorhanden. Berge von Kuchen werden gebaden, mitunter 3 bis 4 Zentner Mehl werden verarbeitet, da auch jeder Hochzeitsgast eine Quantität Kuchen mitbekommt. Den Kaffee brennen die Patinnen; ein großes Quantum verschiedenartiger frischer Wurst liefert der Metzger eines benachbarten Städtchens, der Bäcker das nötige Brot, der Dorfwirt Bier, Zigaretten und Brantwein.

Auch bei der Hochzeit fällt, wie bei dem Kindeste, das warme Essen weg. In manchen Dörfern kommen ganze Butterwecke auf die Tische und bleiben während der ganzen Hochzeit stehen. Mitunter werden etwa 150 bis 200 Gäste abgefeilt. Findet die kirchliche Trauung in einem benachbarten Dorfe statt, so zieht die ganze Hochzeitsgesellschaft, voran das Brautpaar, mit zur Kirche. Gar oft hält der Dorfschäfer mit seiner Herde an der Straße und zieht kurz vor dem Brautzuge über dieselbe, was „glückbringend“ sein soll. Natürlich erhofft den „treue Hirte“ ein reichliches Trinkgeld. Nach der kirchlichen Trauung gehen sämtliche Glieder der Hochzeitsgesellschaft an das beim Altare stehende junge Paar mit den Worten: „Ich wünsch' auch Glück.“

Wieder im Hochzeits Hause angekommen, wird der gemeinsame Kaffee eingenommen, dann ißt man, je nach Appetit, kalten Aufschnitt, trinkt Bier und plaudert. Nach einiger Zeit singt die Hochzeitsgesellschaft den Neuvermählten das Ehestandslied: „Mir gefällt das Ehestandsleben, besser als das Klosterziehen“ usw. Gegen Abend sucht die Jugend — das junge Volk — einen Tanzsaal oder eine geräumige Stube an, wo nach den Klängen der Hauskapelle (Ziehharmonika) die geläufigen Walzer, Polkas usw. getanzt werden. Die Hochzeitsgeschenke bestehen in nützlichen Küchen- und Hausgerätschaften und Geld. Der „Bettler“ oder die „Gute“ geben am meisten, da es die letzte Gabe ist, die pflichtmäßig dem Taufpaten verabschiedet werden muß. — Bei eintretenden Sterbefällen findet, an das kirchliche Begräbniß anschließend, ein Mahl statt, zu dem alle Leidtragenden vorher geladen werden. Bis vor kurzer Zeit wurde das Grab von den Trägern gefeiert. Jetzt sind überall von der Gemeinde besoldete Totengräber bestellt. Auch hatten die Träger die Ehrenwache, sogen. „Totenwache“ im Hause zu stellen, indem in einem an das Sterbezimmer anstoßenden Zimmer gewacht wurde. Dieser Brauch ist fast gänzlich geschwunden. Zum Kaffeekochen werden Frauen bestellt, die nicht mit dem Verstorbenen verwandt sind.

Vermischtes.

**** Sorget für die Vögel.** Über die Futterplätze müssen so beschaffen sein, daß sie nicht einklemmen können und auch vor Raub und menschlichen Vogeljägern sicher sind. Während des ganzen Winters reichlich zu füttern, ist nicht erforderlich, damit die Vögel von ihrem natürlichen Bewußt, Pflanze und Sträucher von Insekten und deren Brut zu säubern, nicht abgehalten und nicht verwundet werden. Es ist aber notwendig, an eine bestimmte Stelle stets etwas Futter zu streuen, um die Vögel dahin zu gewöhnen, wo sie bei starkem Schneefall, bei Glätteis und plötzlich eintretender heftiger Kälte sofort genug Futter finden, und dieses muß für sie schon am frühen Morgen da liegen; denn der Vogel will kochen, sobald es Tag wird. Den Vögeln spende täglich frisches Futter, z. B. allerlei Körner und Samenreien (als Vogelfutter käuflich, aber keinen Reis), nicht ganz abgekochte Knochen, zerkleinerte Fleischstücke, zerhackene Äpfel, Stiefelzack usw. Brot und Kartoffeln füttere man nicht; sie säuern oder gären und bringen die hungrigen Kleinen ins Verderben.

— Heiratsunterricht. Die Amerikaner sind wieder einmal daran, durch einen erwarteten Schritt allen übrigen Völkern vorauszuweilen: sie wollen Heiratsunterricht für das heranwachsende Geschlecht einführen. Prof. W. A. McKeever, der Leiter des Kindervolkslehres der Universität von Kansas ist es, von dem dieser ein wenig befremdlich klingende Gedanke stammt. Der Professor erklärt aber ausdrücklich, Knaben und Mädchen hätten auf Liebesunterricht genau so gut Anspruch, wie auf das Erlernen des Schreibens und Lesens. Man soll den jungen Leuten Gelegenheit geben, die Liebe kennen zu lernen. Wie er sich das im einzelnen denkt, erfährt man leider nicht; es ist zu vermuten, daß er richtige Unterrichtsstufe für diesen Gegenstand im Auge hat. Der Professor steht übrigens in den Vereinigten Staaten nicht vereinzelt mit der Ansicht da, daß man die jungen Leute öfters darauf hinweisen muß, was das Heiraten für ein nützliches Ding sei. Einer der Geistlichen in Kansas-City, Rev. Dalton, hat den Plan des Prof. McKeever bereits verwirklicht und in seiner Kirche etwas eingerichtet, das sich „Liebeschule“ nennt. Der Zweck dieser Einrichtung ist, die Anzahl der Eheschließungen in dem Sprengel zu erhöhen. Bei einer Versammlung, die im Zusammenhange mit diesem Liebesunterrichte stattfand, erklärte er rund heraus, jeder unverheiratete Mann, der es im Alter von 24 Jahren auf ein Einkommen von 300 Mark monatlich — also für die Vereinigten Staaten nicht besonders viel — gebracht hätte, habe die verlässliche Bilanz und Schuldbilanz, sich zu verheiraten, und die gleiche Zeit legt er für Mädchen bereits mit dem vollendeten 18. Jahre fest, ohne weitere Bedingungen hinzuzufügen. Natürlich soll er genug Schüler für seinen Unterricht zusammenbekommen haben, und diese lehren nun, wie man eine Liebeserklärung macht, wie man Geld spart, Hausrat anschafft, Koch, Kinder pflegt, kurz, was man zum Heiraten und Verheiratetsein zu wissen braucht. Die Tätigkeit dieses Barrers ließ den Zeitungen der gleichen Stadt keine Ruhe, und sie haben diesen merkwürdigen Unterricht wirklich und wahrhaftig übertrassen, in-

dem sie ihren Leserinnen eine Liste aller heiratslustigen Männer der Gegend vorsetzten, aus denen alles Wissenswerte zu erfahren war: Vermögen und Einkommen zunächst, dann auch die geistigen Eigenschaften und die körperliche Beschaffenheit. Man glaube aber nicht, daß so seltsame Dinge auf die neue Welt beschränkt seien; ein englischer Geistlicher hat den Amerikanern alle wirklich brauchbaren Gedanken vorweg genommen und, wie feinerzeit berichtet wurde, auch eine Art Heiratschule aufgemacht, indem er die Schäfer seiner Gemeinde zum fleißigen Heiraten anbielt und fortlaufende Listen der heiratsfähigen Männlein und Weiblein veröffentlichte. Dieser Geistliche, Reverend Grundy, Bilar von St. Peter in Brockley (in der Nähe von London), hat mit seinem Wirken tatsächlich Erfolge erzielt, und viele Leute, die durch seine Wirksamkeit zu Eheleuten geworden sind, sollen ihm Dankbriefe geschickt haben.

*** Die Indianer Mexikos.** Die augenblicklichen Schwierigkeiten Mexikos sind durch einen loebten ausgebrochenen Indianeraufstand vermehrt worden. Sehr bedenklich ist, daß in dem armen Gebiete der Republik in manchen Gegenden die Indianerbevölkerung stark vorwiegt. Diese Indianer stehen vielfach noch auf einer niedrigen kulturellen und wirtschaftlichen Stufe. So wirtschaften die heidnischen Indianer weltentleener Gebiete (Pacandones, Tarahumares, Guicholes u. a.) und gar manche christliche Indianer noch fast ganz in der alten vorkolumbischen Weise; sie haben dieselben Haustiere, Kulturpflanzen und Kulturmethoden, treiben Ackerbau und Jagd wie früher, Handel und Verkehr sind ziemlich gleich geblieben, und nur die Benutzung einiger eiserner Werkzeuge, die in kleinstem Maßstabe betriebene Zucht einiger eingeführter Haustiere erleichtern ihnen das Leben etwas. Bei ihrer Bedürfnislosigkeit sind sie auch kaum in nennenswertem Maße Abnehmer von Waren verschiedener Art und, da sie zudem die Arbeit in fremden Diensten scheuen, scheiden sie als Faktoren der mexikanischen Wirtschaft fast ganz aus. Die große Mehrzahl der christlichen Indianer hat aber, nach Sappers Wirtschaftsgeographie von Mexiko, bereits ihre wirtschaftliche Tätigkeit wesentlich mehr von der europäischen Kultur beeinflussen lassen, und wenn auch im allgemeinen Lebensweise und Ackerbau, stellenweise auch Handel und Verkehr noch so ziemlich im alten Stil vor sich gehen, so ist doch die Zahl der europäischen Kulturelemente in ihrer Wirtschaft bereits wesentlich größer; wohl halten auch sie zumeist an den alten Kulturpflanzen und Kulturmethoden fest, wohl ist der alleinehrlingerte Trutbahn noch immer ein besonders häufiges Haustier bei ihnen; sie haben noch immer vorzugsweise die alten Speisen und Speisebereitung, noch wird vielfach die alte industrielle Tätigkeit geübt (Mahlsteinverfertigung, Töpferei, Spinnen und Weben, Seilererei, Mattenflechten usw., neben mancher neuen (Wollschieren z. B.), noch werden industrielle und landwirtschaftliche Produkte im Hausierhandel verkauft (häufig von den Produzenten selbst), aber doch haben sie, namentlich im Vorkriegsland, neu eingeführte Kulturpflanzen und Haustiere bereits in wesentlich höherem Maße übernommen. Stellenweise sieht man auf geeignetem Boden bereits die altertümlichen spanischen Holzpflanz mit eiserner Pflugschar im Dienst von Indianern, und häufig haben sie Gel und auch Pferde und Maultiere als Lasttiere im Besitz. Zudem sind auch ihre Bedürfnisse, insbesondere nach Ackerbauern, besserer Kleidung, Nahrung (besonders Fleisch) und Getreiden (leider häufig Pulque oder Braumwein) so groß, daß sie schon beachtenswerte Käufer von Waren sind, die sie durch ihrer Hände Arbeit zurückhalten sollen. Da sich die Arbeitgeber in gleicher Weise wie in der spanischen Kolonialzeit und manchmal fast ebenso strafflos wie damals bemühen, den Arbeiter (peon) nicht aus seinen Schulden herauskommen zu lassen, so kann leicht aus einem freien Indianer ein durch Schuldverhältnisse gebundener ständiger Arbeiter werden, ein Umstand, der für seine Person bedauerlich, für die Lebung der Produktion jedoch günstig ist. Aber auch die nur gelegentlich in fremden Dienst eintretenden Indianer sind bereits namhafte wirtschaftliche Faktoren, während die zurzeit noch die Arbeit meidende indianische Bevölkerung als Reserve für die künftige Weiterentwicklung des Landes angesehen werden darf.

*** Sichere Einnahme.** „Ich habe eine großartige Idee, wie wir das Budget ohne Anleihe decken können.“ — „Und die wäre?“ — „Ganz einfach: man befeuert den Tango!“

Geographisches Verschiebelspiel.

Deynbaujen — Nordsee — Fichtelgebirge — Peringsdorf — Pflin — Baden — Torkin.
Vorstehende Namen sollen derart untereinander geschoben werden, daß eine Buchstabenreihe, von oben nach unten gelesen, den Namen eines bekannten Badeortes ergibt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schwach-Aufgabe in voriger Nummer:
1. D3-11 L5-6; 2. D1-a6 beliebig; 3. D3-16; e7-16; und Watt.
1. L5-e4; 2. D11-g1; L4-g2; 3. e5-e6 Kg5-g4 und Watt.
1. L5-g4; 2. T6-g5; h7-g8; 3. D11-f6; e7-f6; und Watt.
1. L5-g4; 2. D11-g2; h3-g2; 3. T4-g4; Kg5-g4; und Watt.